

Das aktuelle theologische Buch

WAGNER MARION, *Die himmlische Frau. Marienbild und Frauenbild in dogmatischen Handbüchern des 19. und 20. Jahrhunderts*. Pustet, Regensburg 1999. (397). Kart. DM 78,-/S 569,-/sFr 74,-.

Den Wechselwirkungen von Marienbild und Frauenbild geht Marion Wagner in ihrer Trierer Habilitationsschrift nach. Das Ergebnis ist eine aufschlussreiche und interessante Lektüre für all jene, die sich mit Mariologie, theologischer Frauenforschung oder marianischer Spiritualität befassen.

Sehr ausführlich setzt sich Wagner mit den Handbüchern des (vor)vorigen Jahrhunderts auseinander und arbeitet sorgfältig die unterschiedlichen, aber bedeutungsvollen Nuancen der jeweiligen Autoren heraus. An Theologen sind hier vor allem zu nennen: J. B. Heinrich, A. Berlage, M. J. Scheeben, H. Schell, G. Hermes, H. Klee, F. X. Dieringer, F. Friedhoff, B. Galura und – als Vertreter eines sehr negativen Frauenbildes – H. Oswald. Den wichtigsten Zugang zum Frauenbild in der Theologie des 19. Jahrhunderts bildet die Interpretation von Gen 2 und 3. Welches Bild beziehungsweise welches Wesen der Frau zugeschrieben wird, hängt aufs Engste mit der Auslegung dieses Bibelabschnitts zusammen: 1) von einer Gottebenbildlichkeit, die durchgehend als vom Mann abgeleitete und damit geringerwertige aufgefasst wird, 2) von der Frage, ob beim Sündenfall die Frau „anfälliger“ war für die Sünde und „mehr“ gesündigt hat, 3) von den Straffolgen, die für die *Frau* gezogen werden, während der Mann von seiner Vorrangstellung nicht wirklich etwas einbüßt, 4) von der Rolle von Mann und Frau bei der Weitergabe der Erbsünde.

Das historisch-wörtliche Verständnis der Schrift hat in diesem Zusammenhang so manche (männliche) Gedankenblüte treiben lassen, die *frau* bei der Lektüre heute zwischen Erheiterung und Bestürzung schwanken lässt (zum Beispiel die Erörterung darüber, warum Eva aus einer Rippe gebildet wurde, 26f). Wagner versteht es allerdings, auch angesichts fragwürdiger

Ansichten (etwa bei H. Oswald) ihrer Auffassung treu zu bleiben, „dass sich beim Vergleich der Positionen jede Schwarzweißmalerei verbietet und dass Kategorien wie *frauenfeindlich* und *frauenfreundlich* hier einfach zu kurz greifen...“ (82). In einem kurzen Abriss von den Kirchenvätern über Augustinus zu Thomas geht Wagner den traditionsgeschichtlichen Quellen der einzelnen Denkmodelle nach.

Das Bild, das Theologen des 19. Jahrhunderts von Maria zeichnen, beinhaltet durchaus unterschiedliche Ansätze. Wesentliche Kriterien der Untersuchung sind hier, inwieweit die Gestalt Marias den Frauen als unvergleichliches Gegenüber hingestellt wird (Eva-Maria-Antithese, 134ff), sie als exemplarisch Glaubende für alle Menschen – Männer wie Frauen – gilt (Maria als Urbild der Kirche, 143ff) oder sogar als „Beweis für die Überlegenheit des weiblichen Geschlechts“ (142) (Eva-Maria-Synthese, 140ff) gezeichnet wird. Ähnlich gründlich wie beim Frauenbild erarbeitet Wagner anschließend den Themenkreis Jungfräulichkeit-Erbsündefreiheit-Assumptio und die Rollen Marias und des Heiligen Geistes bei der Inkarnation. Gerade die Virginität wird – zwar nicht ausschließlich, aber entscheidend – von den Autoren aus biologischer Sicht betrachtet, was Hand in Hand geht mit einer Abwertung der (weiblichen) Sexualität. Schon längere Zeit vorliegende Erkenntnisse über die menschliche Zeugung sowie bereits vorhandene Emanzipationsbestrebungen nehmen dabei bis in das 20. Jahrhundert hinein scheinbar keinen Einfluss auf die Theologie.

Wagner fasst jeweils die wesentlichen Thesen mit den wichtigsten Abweichungen und Varianten in einer graphischen Übersicht zusammen, was einen ausgezeichneten Überblick über das auf den Seiten davor Erörterte gewährleistet.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts begegnet im Bereich des Frauenbildes und der Mariologie vorerst kaum Neues. Allerdings werden die Theologen zurückhaltender in ihren Aussagen, nicht mehr das „Wie“ ist entscheidend, sondern das „Dass“. Darüberhinaus erfolgt bei einigen Autoren eine erste vorsichtige Rezeption

der historisch-kritischen Exegese. Zwar verabschieden sich etliche Theologen vom Subordinationsmodell (im Besonderen M. Schmaus, 255), doch auch das nun stärker vertretene Modell der komplementären Polarität vermag den engen Rahmen des Frauenbildes nicht aufzubrechen, sondern es bekräftigt die Unterordnung der Frau, indem es ihr bestimmte Wesenseigenschaften zuschreibt. Maria erscheint nach wie vor als die „ideale Frau“ (255ff).

Einen grundlegenden Überblick über die Entwicklungen in Lehramt und Theologie um das und nach dem II. Vatikanum bietet Wagner im letzten Teil ihrer Arbeit. Dieser Abschnitt eignet sich nicht zuletzt aufgrund seiner guten Lesbarkeit für ein theologisches Grundstudium.

Johannes XXIII. leitet mit „Pacem in terris“ (1963) in der offiziellen Kirche einen grundlegenden Wandel ein, der sich auf dem Konzil und in Lehramt und Theologie danach fortsetzt. Die Aussagen über Maria sind nun eingebettet in eine heilsgeschichtliche Perspektive, es geht nicht mehr vorrangig um biologische Fragen, sondern um das Vorbild Marias im Glauben für alle und um ihre Hingabe an Gott (die für die Frauen nicht mehr auf die Hingabe an den Mann umgebogen wird). Freilich verstummen jene Autor/inn/en nicht, die an den althergebrachten Paradigmata festhalten (man denke an die immer wieder aufflammende Diskussion über eine Dogmatisierung der Miterlöserschaft Mariens).

Bei allen positiven Entwicklungen zieht Wagner eine kritische Bilanz. Nach wie vor ortet sie „eine deutliche Tendenz“ bei jenen, die „an der Verifizierbarkeit des historisch-biologischen Faktums für die Erfassung der Wahrheit der Glaubensaussage“ festhalten: „Je stärker die ethische Seite der Jungfräulichkeit im Sinne der sexuellen Enthaltensamkeit herausgestellt wird, desto größer ist die Gefahr, dass Maria doch wieder zu einem speziellen Vorbild für die christliche Frau wird, weil Jungfräulichkeit im eigentlichen und auch bei Maria vorliegenden Sinn nur einer Frau möglich ist.“ (378). So plädiert Wagner abschließend, die anthropologische Bedeutung der Rolle Marias von „der singulären Art und Weise ihres Gläubigseins“

zu bestimmen und nicht von „der Art und Weise ihres *Frauseins*“ (382). Wie ein zeitgemäßes Frauenbild in einem partnerschaftlichen Sinn zu beschreiben ist, bleibt für kirchenamtliche Schreiben und theologische Handbücher eine gar nicht einfache Herausforderung. Die Maxime „De Maria numquam satis“ hat sich nicht immer als zielführend erwiesen – vielleicht ist auch bei der Beschreibung des Frauenbildes ein Weniger ein Mehr.

Steinerkirchen/Traun

Sr. Marta Bayer